



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

doch viel zu arm, um mehr als ein Drittel zu den gemeinsamen Lasten beizusteuern; im Gegenteil, die Quote müsse herabgesetzt werden. Die rührigste Partei im Lande schreit nach Unabhängigkeit. Kossuth, dessen Sohn sich jetzt aufspielt und spottweise Erbpräsident der ungarischen Republik genannt wird, dachte bekanntlich schon einmal daran, einen russischen Großfürsten zum König zu machen, das Beispiel der orientalisch-slawischen Nachbarn stärkt ohne Zweifel die Großmachtsgelüste. So darf man gespannt sein, was die nächsten Jahre bringen werden.



## Litteratur

Weiteres zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte. Ein Engländer, dessen Buch soeben in deutscher Übersetzung erschienen ist (Englische Wirtschaftsgeschichte. Eine Einleitung in die Entwicklung von Wirtschaftsleben und Wirtschaftslehre von W. J. Ashley, M. A., Professor der Wirtschaftsgeschichte an der Harvarduniversität. Autorisierte Übersetzung von Robert Oppenheim. I. Das Mittelalter. Leipzig, Duncker und Humblot, 1896), steht der in Deutschland herrschenden Markttheorie kritisch gegenüber. Er neigt der Ansicht des Justel de Coulanges zu, nach der die Grundherrschaften nicht durch mißbräuchliche Verwandlung der obrigkeitlichen Gewalt in Besitzrecht und der freien Bauern in Hörige entstanden sein, sondern auf die Römerzeit zurückgehen sollen. So hat ja auch unser Nitzsch die Städte, die nach Maurer Ansiedlungen freier Marktgenossen sind, aus Frohnhöfen hervorgehen lassen. Beide Schulen werden Recht haben für verschiedene Zeiten und Gegenden (insbesondere auch Nitzsch und Maurer für verschiedene Städte), denn derselbe Vorgang hat in verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten gespielt und hat sich in mancher Gegend mehrere mal wiederholt. Die Deutschen des westlichen Germaniens sind unter dem Einfluß zuerst der Römerherrschaft, dann der Feudalverfassung aus Freien zu Hörigen herabgesunken, in der zweiten Hälfte des Mittelalters frei geworden, dann bei dessen Ausgange mit Hilfe des römischen Rechts und durch die blutige Unterdrückung ihres Aufstandes aufs neue geknechtet worden, bis ihnen das neunzehnte Jahrhundert wieder die Freiheit brachte. In Ostelbien hat sich der Wandel bis jetzt erst einmal, oder wenn man will, anderthalbmal vollzogen; die freien deutschen Ansiedler sind vom sechzehnten Jahrhundert ab geknechtet und im neunzehnten wieder frei geworden. Ashley beginnt seine Geschichte mit dem elften Jahrhundert, weil man von den Zuständen der ältern Zeit nichts genaueres wisse, und da trifft er denn natürlich überall Grundherren und nur ausnahmsweise Freisassen. In England saßen ja eben, von der Römerzeit anzufangen, drei bis vier Schichten von Oberen über einander, die ersten Ansiedler deutscher Abstammung, die Angelsachsen, fanden schon Herrschafts- und Dienstverhältnisse vor und begründeten selbst welche, während die in die deutschen Urwälder einwandernden Germanen ganz oder nahezu menschenleere Gebiete vorfanden und die ihrem Kulturstande angemessene Marktverfassung rein durchführen konnten. Solche Zustände also, wie sie Cäsar und Tacitus in Germanien beobachteten, haben in England seit dem Beginne der historischen Zeit niemals bestehen können.

In seiner Geschichte der Städteverfassung bemerkt Maurer einmal, das Kunstwesen sei doch überall, wo es Handwerker gebe, dasselbe, von China bis Frankreich. Diese Gleichartigkeit der gesellschaftlichen Bildungen auf einer gewissen Entwicklungsstufe ist nun, wie gesagt, auch für die den Gewerben vorhergehende Gentilverfassung der Völker nachgewiesen, und an den Resten der sogenannten Naturvölker, die auf jener Stufe stehen geblieben sind, kann man sie heute noch beobachten. Auf einer etwas höhern Stufe stehen die meisten Negervölker, und deren Dorfanlagen und Dorfbefestigungen zeigen nun wieder eine überraschende Ähnlichkeit mit den altdeutschen Dörfern, wie sie Maurer beschreibt, und mit den italienischen Dörfern des Mittelalters, die auch befestigt waren. Das alles macht den Eindruck eines der menschlichen Willkür entrückten pflanzenähnlichen Wachstums. Dieser Eindruck wird verstärkt durch die Thatsache, daß die mittelalterlichen Völker Europas trotz ihrer großen Verschiedenheiten unter einander und ihrer ewigen Feindschaften und Kriege doch ziemlich gleichzeitig vom Ackerbau zu Gewerbe und Handel und von der Naturalwirtschaft zur Geld- und Kreditwirtschaft fortgeschritten sind. „Nach einer Periode, schreibt Ashley in der Vorrede, in der die Gelehrten der verschiedenen europäischen Länder sich auf die eigenartige Entwicklung der Geschichte ihres Landes etwas zugute thaten, gelangt man jetzt allmählich zu der Einsicht, daß die soziale und wirtschaftliche Entwicklung im Mittelalter sich in dem größern Teile des westlichen Europas auf wesentlich ähnlichen Bahnen bewegt hat.“ Und heute sehen wir, wie die kleinen Donaustaaten, wie Rußland und Japan in die westeuropäische Industrie-, Geld-, Kredit- und Schuldenwirtschaft verwickelt werden, und wahrscheinlich wird auch dem großen Reiche der Mitte, das jetzt seine besopften Vertreter entsendet, unsre Zustände zu erforschen, unsre Kanonen zu kaufen und sich von uns im Kriegsführen und Schuldenmachen unterrichten zu lassen, nichts übrig bleiben, als seine altmodischen Zöpfe mit unsern modernen zu vertauschen. Aber die stärkere Differenzierung der höhern Organisationsformen bleibt doch auch bei diesem vornehmsten aller Gewächse, der menschlichen Gesellschaft, nicht aus. Der für uns wichtigste der Unterschiede scheint uns durch den Gegensatz von England und Deutschland dargestellt zu werden. England ist reiner Industrie-, Handels- und Kolonialstaat, sein Bauernstand vollständig verschwunden. Daß es in England weder Bauern noch Dörfer in unserm Sinne mehr giebt, merkt auch Ashley an. Übereinstimmend mit den Beschreibungen, die Rogers und der (von Karl Marx zitierte) Dr. Hunter entwerfen, sagt er Seite 36: „Es ist lehrreich, das Dorf von damals [das mittelalterliche, wie wir es in den meisten Gegenden Süd-, West- und Mitteldeutschlands, Gott sei Dank, noch haben] mit dem von heute zu vergleichen. In einer Hinsicht möchte es scheinen, als ob eine gewisse Ähnlichkeit zwischen beiden vorhanden sei. Damals, wie auch heute gewöhnlich, bestand das Dorf aus einer einzigen Straße, mit einer Häuserreihe zu beiden Seiten. Heutzutage sind die Bewohner der Dorfstraße die Arbeiter; daneben ein oder zwei Dorfhandwerker — wie Schneider, Sattler, Schmied und Schuhlicker — und endlich ein paar Krämer und Schänkwirte. Die Pächter wohnen auf Einzelhöfen, die nicht an der Dorfstraße, sondern inmitten ihres Pachlandes liegen. Damals wohnten alle, die dem Boden ihren Unterhalt abgewannen, dicht bei einander,“ d. h. also, damals bestand das Dorf aus Bauern. Heute befindet sich der Bauernacker einer Anzahl von Dörfern samt dem Dominialacker der ehemaligen Grundherren dieser Dörfer im Besitz eines großen Landlords, der die Dominien, wie wir das heute nennen, an Landwirte verpachtet hat, die im Range unsrer deutschen Domänen- und Rittergütpächter stehen; zwischen diesen und den Landarbeitern giebt es keine soziale

Übergangsschicht. Diese Verwandlung ist um so merkwürdiger, da England länger als Deutschland und Frankreich, bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein, ein reiner Agrikulturstaat geblieben war, in dem, nebenbei bemerkt, die Guttsbesitzer den nach Monopolen und Privilegien gierigen Städtern gegenüber, so gut es gehen wollte, die Handelsfreiheit verteidigten (Ashley, S. 104). Aber es ist klar, daß die Vernichtung des Bauernstandes die Vorbedingung der industriellen und kolonialen Größe Englands gewesen ist, weil nur auf diese Weise in einer Zeit, wo England noch nicht überbevölkert war, die für die gewaltige industrielle Entwicklung erforderliche Arbeiterzahl, die Bemannung der Flotte und der für die Koloniengründung nötige Auswandererstrom beschafft werden konnte, und weil die Erzeugnisse der englischen Industrie keine Abnehmer finden würden, wenn sie nicht mit Lebensmitteln bezahlt werden könnten. Will man aber diese Umwälzung für einen Fortschritt erklären und daraus folgern, daß alle Nationen, zunächst Deutschland und Frankreich, denselben Fortschritt machen müßten, so liegt es auf der Hand, daß dieser Fortschritt unausführbar ist. Denn Voraussetzung eines Industriestaats sind Agrarstaaten, die ihm seine Industrieerzeugnisse abnehmen und mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen bezahlen; in dem Maße aber, als sich die bisherigen Agrarstaaten selbst auf Industrie verlegen, wird nicht allein die Entstehung neuer reiner Industriestaaten unmöglich, sondern auch der Fortbestand der auf Handel und Industrie gegründeten englischen Weltmacht in Frage gestellt. Demnach ist von der heutigen allgemeinen Überspannung der industriellen Thätigkeit eher eine schreckliche Katastrophe zu befürchten als eine gesunde Fortentwicklung zu hoffen, und es wäre ein Frevel, sie künstlich und gewaltsam fördern zu wollen.

Nur das erste Kapitel von Ashleys Buch ist den ländlichen Verhältnissen gewidmet. Das zweite behandelt die Kaufmanns- und Handwerkerzünfte, das dritte die wirtschaftlichen Theorien und die Gesetzgebung des Mittelalters. Im Literaturverzeichnis zum zweiten Kapitel ist uns aufgefallen, daß unter den angeführten deutschen Autoren gerade die drei wichtigsten fehlen: Wilda, Gierke und Karl Hegel; das dritte enthält eine interessante und eingehende Würdigung der wirtschaftlichen Grundsätze des Neuen Testaments, der Kirchenväter, der Scholastiker und des kanonischen Rechts und eine gründliche Untersuchung der Berechtigung des Zinses. Im ersten Kapitel wird natürlich auch der den Grenzbotenlesern bekannte Thorold Rogers oft angeführt; wir wollen daher bei dieser Gelegenheit mitteilen, daß soeben bei J. G. W. Diez in Stuttgart eine gute Übersetzung seiner *Six Centuries of Work and Wages* von Max Pannwitz (revidirt von Karl Kautsky) unter dem Titel: Die Geschichte der englischen Arbeit erschienen ist.

Von rechter Verdeutschung des Evangeliums. Ein Ausblick am Ende des Jahrhunderts. Von Lic. Dr. Georg Schnedermann, a. o. Professor der Theologie an der Universität Leipzig. Leipzig, A. Deichert, 1896

Vor einiger Zeit wurde in einem Artikel der Grenzboten die Beforgnis ausgesprochen, daß aus der übertriebenen Wertschätzung gewisser vielumtrittener Glaubenssätze, die sich in dem Streit um das Apostolikum in streng kirchlichen Kreisen gezeigt habe, schließlich eine große Verwirrung in dem noch kirchlich gebliebenen Volke entstehen werde. Die Gemeinde müsse „zu einem reinern, tiefern Verständnis, was wesentlich an unserm Glauben ist, was nicht, zu einer reifern Auffassung von unsrer Stellung zur Bibel, zu einem geschichtlich klarern Verständnis ihres Inhalts“ geführt werden. Damit aber die kirchlichen Behörden solche Bestrebungen förderten, müsse diese Forderung von unsrer konservativen, „gläubigen,“ positiven Geistlichkeit

selbst erhoben werden. Den Beweis dafür, daß das nicht unmöglich sei, fand der Verfasser in den Thesen des Professor Schnedermann, die kurz vorher im Sächsischen Kirchen- und Schulblatt veröffentlicht worden waren. Durch die vorliegende Schrift wird die Richtigkeit dieser Auffassung bestätigt.

Snedermann gehört zu den Vertretern der „positiven“ Theologie. Daß er das sein will, zeigt schon der Umstand, daß er seine Schrift Luthardt gewidmet hat. Er wendet sich daher auch in dieser Schrift ganz besonders an die konservativen kirchlichen Kreise. Alles, was ihm schon seit langen Jahren auf dem Herzen liegt, und was er in zahlreichen Schriften und Vorträgen an einzelnen Lehrstücken geltend gemacht hat, faßt er hier in dem Begriff der rechten Verdeutschung des Evangeliums zusammen. Dieses Wort ist geeignet, gerade in unsrer Zeit den Gedanken des Verfassers die Beachtung zu verschaffen, die sie verdienen. „Dieselbe Bewegung, die etwa der Alldeutsche Verband auf dem Gebiete des politischen Lebens, der deutsche Sprachverein im Bereiche der deutschen Sprache darstellt, dieselbe Bewegung wird eine gewisse Berechtigung auch auf dem Gebiete der Religion und des kirchlichen Lebens haben.“ Freilich soll diese Verdeutschung des Evangeliums nicht nur fremdartige Worte der Kirchensprache in deutsche verwandeln, die ganze Lehrweise der Kirche soll deutsch werden. „Von dem einen Gott und Herrn deutsch denken und ihn auf deutsch lieben, das möchten wir Deutschen.“ Den Anfang dazu hat schon Luther gemacht. Aber er hat nur den römischen Sauerteig ausgelegt. In unserm Jahrhundert ist weiter gearbeitet worden. Mit Erfolg ist im letzten Viertel des Jahrhunderts ein griechischer Einfluß bei unsern kirchlichen Lehren nachgewiesen worden, und endlich hat man — Schnedermann selbst hat das unermüdlich gethan — auf einen fremdartigen jüdisch-israelitischen Einschlag des Evangeliums hingewiesen. Die sichern Ergebnisse der Wissenschaft dürfen aber nicht länger mehr der Gemeinde vorenthalten werden. Zwei Hauptpunkte sind es nun, wo nach Schnedermanns Ansicht unsre Glaubensanschauung deutscher werden muß: die Bibel und Christus. Gegenüber einem undeutschen und unlutherischen Bibelgözendienst, der, eigentlich jüdisch-pharisaischen Ursprungs, jetzt meist englisches oder schweizerisches Gepräge trägt, fordert der Verfasser, daß man die Bibel vor allem gründlicher erforsche und geschichtlich als „Zeugnis und Erzeugnis der Urgeschichte der christlichen Kirche“ verstehen lerne. Gegenüber der wohlgemeinten, aber oft sehr unklaren und weichlich sentimental Vergötterung Christi, bei der der Vater durch den Sohn gewissermaßen verdrängt wird, fordert er ein eingehenderes geschichtliches Verständnis für die eigentliche Bedeutung der Person und des Werkes Christi. Bibel und Christus haben für uns nur deshalb so hohen Wert, weil sie uns die rechte Gemeinschaft mit dem einen lebendigen Gott vermitteln. An dieser rechten Verdeutschung des Evangeliums sollen die kirchlich konservativen Kreise mitarbeiten und in Kirche, Schule und Haus dahin wirken, daß die christlichen Lehren von fremdartigen Zusätzen befreit, von ihrer geschichtlichen Grundlage aus tiefer erfaßt und, in ehrlicher männlicher Überzeugung wurzelnd, zum wirklichem innern Besitztum des deutschen Volkes werden.

Es sind „fromme Wünsche,“ die der Verfasser ausspricht. Aus frommer Gefinnung, das fühlt man überall heraus, sind sie erwachsen. Damit ist nicht ausgeschlossen, daß man an einzelnen Sätzen des Verfassers Anstoß nehmen kann. Aber daß die Grundgedanken Schnedermanns in unsrer Zeit große Berechtigung haben, daß er in vielen Punkten den Nagel auf den Kopf trifft, daß seine Wünsche in den Kreisen, an die er sich wendet, ernste Beachtung verdienen, wird jeder anerkennen müssen, der den immer größer werdenden Riß zwischen der alt-

hergebrachten kirchlichen Lehrweise unsrer positiven Geistlichkeit und unserm modernen Denken schmerzlich empfunden hat, der einmal ernstlich über die Ursachen der immer größer werdenden Entkirchlichung unsers Volkes nachgedacht hat. Möchten die Gedanken des Verfassers nicht bloß fromme Wünsche bleiben! K.

Das Evangelium der Armen. Ein Jahrgang Predigten von Bernhard Dörries, Pfarrer in einer Vorstadt Hamovers. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1896

Diese Predigtammlung dem Leserkreise der Grenzboten zu empfehlen, bewegt mich keineswegs allein die Thatsache, daß hier ein Mann redet, der für die religiöse Rede an größere Kreise ungewöhnlich begabt ist und Geist und Gemüt in gleicher Weise anzuregen versteht. Ich möchte es auch deshalb thun, weil er mit wärmster Glaubenshingebung an Jesus und seine Heilsbotschaft das Streben verbindet, für unsre Zeit und ihre Bedürfnisse zu sprechen, ganz ohne Rücksicht auf theologischen Streit, aber auch ohne irgend einer religiösen Frage der Gegenwart auszuweichen oder irgend eine lebendige Strömung unsrer Tage hochmütig und richtend abzulehnen.

Die Predigten bieten das „Evangelium der Armen“ nicht etwa in dem Sinne sozialistischer Reden — sie suchen die große wirtschaftliche Frage weder auf, noch gehen sie ihr aus dem Wege —, noch weniger in dem Sinne, daß sie für höher Gebildete zu einfach gehalten wären. Sie folgen dem richtigen Grundsatz, daß für die „Armen“ das Beste und geistig Anregendste gerade gut genug ist. Aber sie bieten das Evangelium so, wie es im Anfange von Jesus dargereicht worden ist, als ein liebevolles Werben um die Herzen der Geringen, das den Zweck hat, sie sittlich zu adeln und in Gott reich und selig zu machen. Dieser Ton klingt neben der begeisterten Liebe zu Jesus aus jeder dieser Reden, die den ganzen Umfang der Kämpfe, Sorgen, Zweifel und Sünden der Gegenwart umspannen. Manchen Theologen wird die ungewohnte Behandlung religiöser Fragen und das Übergehen hergebrachter Ausdrücke und Formeln befremden — der Verfasser, so fern er von theologischem Streite ist, redet als überzeugter Schüler der neuern Theologie. Aber der gebildete Laie wird sich nirgends theologisch abgestoßen fühlen, sondern überall den warmen Odor lebendiger und wahrhaftiger Frömmigkeit spüren.

H. S.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig